

ZEITHE

EIN VORSCHLAG

VON

CHARLOTTE BUCHOW-HOMEYER

BERLIN · KÖLN

A. MARCUS & E. WEBER'S VERLAG

1928

Alle Rechte, einschließlich des Rechts der Übersetzung
in fremde Sprachen, von der Verlagsbuchhandlung vorbehalten
Copyright 1928 by A. Marcus & E. Weber's Verlag, Berlin und Köln

Meinen lieben Eltern
zum goldenen Hochzeitstage!

VORWORT

Eurer Kinder Land sollt ihr lieben, das
unentdeckte im fernsten Meere, nach ihm
heiße ich eure Segel suchen und suchen.
Nietzsche. Also sprach Zarathustra.

Es könnte widersinnig erscheinen, in einer Zeit, da Deutschland von einer der schwersten wirtschaftlichen Krisen in die andere taumelt, die Nachwehen des Krieges in gesundheitlicher Beziehung noch keineswegs überwunden sind, und vor allem der Volksorganismus mit steigender Angst die starke Einengung seines Nahrungsspielraums begreift, Ideen zu propagieren, die in ihrer letzten Konsequenz das Gegenteil einer Geburtenbeschränkung bedeuten, wenn nicht gerade auf der anderen Seite fast die gleichen Gründe für die Notwendigkeit einer unbedingt zielbewußten Lebensgestaltung ins Feld zu führen wären. Denn die durch Krieg und Hunger herbeigeführte starke Minderung der besten Volkskraft und die durch die wirtschaftliche Not bedingte Abwanderung eines großen Teiles unserer Volks-

genossen werden von unheilvollem Einfluß auf die Vitalität des Volkes sein, wenn es uns nicht gelingt, ein Gegengewicht zu schaffen. Wir können aber noch nicht am Ende unserer Kraft sein, denn noch lebt in uns der Wille „als Volk uns zu erhalten für die Aufgaben in der Welt, die nur wir lösen können, wie jedes Volk eine Aufgabe hat, die ihm vor allen anderen gestellt ist“ (Fichte). Die Kräfte, die zu dem Stande der Vorkriegszeit führten, können durch die schweren Jahre nicht restlos aufgebraucht sein, sie müssen sich wieder sammeln und zu neuer Entfaltung drängen, zu einer Blüte, der wahrhaft edles Menschentum als Frucht reift.

In jedem Volke lebt als nationaler Gedanke mehr oder minder stark ausgeprägt das Rassenbewußtsein, d. h. – da von Reinrassigkeit nur bei den allerwenigsten Völkern noch gesprochen werden kann – das Zugehörigkeitsgefühl zu Art und Stamm, das auf eine gewisse Blutsverwandtschaft im eigentlichen und übertragenen Sinne zurückgeführt werden muß. Bei der ehemals außerordentlich geringen Besiedlungsdichte der Norddeutschen Tiefebene muß diese Blutsverwandtschaft gerade hier noch sehr eng sein, und vielleicht erklärt sich daraus die besondere Betonung des Rassenstandpunktes in Norddeutschland. Ein gesundes Stammesbewußtsein – nicht zu verwechseln mit Rassenhochmut – ist auch niemals verwerflich, sondern sollte im Gegenteil von jedem Volke gepflegt werden. Vom Osten her drängt es jetzt wieder zu uns herein, und wenn

auch die slawisch-asiatischen Völker dereinst vielleicht über uns hinweg die Ziele der Menschheit weiter tragen werden, so scheint nach unseren heutigen Begriffen die Möglichkeit einer glücklichen Assimilation mit der arischen Völkerfamilie nicht gegeben – im Gegenteil – die westliche Kultur empfindet sie als feindlich und wehrt sich dagegen. Deutschland steht in diesem Kampf in der vordersten Linie. Wenn es ihm nicht gelingt, seine völkischen Energien zu stärkster Kraft zusammenzuballen, wird mit ihm zugleich der ganze westliche Kulturkreis der gefürchteten Umbildung entgegengehen. Vielleicht aber hat es die Aufgabe, Mittler zu sein zwischen dem Osten und dem Westen, und auch in diesem Falle braucht es seine ungebrochene Kraft. Es ist darum vielleicht auch in dieser Hinsicht mehr als Zufall, daß der Rassengedanke im deutschen Volke so fanatische Verfechter findet. Wenn aber die Idee tragend werden soll, darf sie an den preußisch-deutschen Grenzen nicht haltmachen, darf sich auch nicht mit der Unmöglichkeit mühen, die alte arisch-germanische Rasse in ursprünglicher Reine wiederherzustellen, sondern muß das gesamte noch vorhandene Erbgut in einer großzügigen Eugenik sammeln und auf neuen Wegen das Ziel eines an Leib und Seele gesunden Volksganzen zu erreichen suchen. Das geschieht freilich nie und nimmer durch die nationale Phrase. In ihr steckt eine individuelle Überheblichkeit, die weder das Volk noch das Einzelindividuum über sich hinaushebt. Im Ichkreis befangen, dreht sie sich ständig um ihre eigene Achse,

anstatt Mensch und Volk in lebendige Wechselbeziehung miteinander zu setzen. Darauf allein aber kommt es an. Wir wollen keine Luftschlösser bauen, nicht von äußerer Weltherrschaft träumen, sondern in ernster Arbeit an uns selbst und an unserem Volk das Fundament zu edlem Menschentum legen.

Packen wir das Leben an der Wurzel: im Verhältnis der Geschlechter und bauen wir von dort aus in ehrlicher zielbewußter Arbeit Persönlichkeiten, deren individuelles Glückserlebnis in der Linie des Volks- und Staatswohles liegt und die bewußt ihr Tun und Lassen darauf einstellen. Die Liebe zum Volk, die sich in dem schneidenden, vom rein persönlichen Leid so merkwürdig losgelösten Schmerz um Deutschlands Schicksal täglich neu offenbart, kann sich nicht auf Gegenwartstaten beschränken, sie baut immer, ob sie will oder nicht, an der Zukunft – sie schafft für die kommenden Geschlechter, muß also auch diese selbst schaffen, wenn sie wirklich Anspruch darauf erhebt, echt und schöpferisch zu sein. Mit allem Nachdruck sei noch einmal betont, daß der Begriff „Persönlichkeit“ auf keinen Fall mit dem nur allzu zeitgemäßen „Individualismus“ gleichzusetzen ist. Das Individuum fühlt sich als einzelnes, in seiner bestimmten Form nur einmal vorhandenes und darum außerordentliches Wesen; es eckt überall an und wird selten oder nie zur Harmonie kommen. Die Persönlichkeit hat bei ausgeprägter Betonung ihres Individualcharakters doch das unbedingte Gefühl der Verbundenheit mit den Mit-

menschen und darüber hinaus mit dem All. Ja man kann sagen, daß der Mensch sich seines Wertes als Persönlichkeit – also seiner selbst – überhaupt erst voll bewußt wird, wenn er in *Beziehung* tritt zum Mitmenschen, und daß ihm die tiefste Glückseligkeit dann erblüht, wenn aus der lockeren Gemeinschaft der Stammes- und Artgenossen ein Freundschafts- oder Liebesbündnis sich kristallisiert – wenn also der tiefsten Einsamkeit persönlichen Seins die innigste Gemeinsamkeit des Erlebens einer anderen Wesenheit sich gesellt. So beginnt im modernen Weltgefühl ein gewisser „Kollektivismus“ den übersteigerten Subjektivismus abzulösen.

Wie die Blume zum Licht, so drängt die Menschheit zum Glück; es ist ihr die Sonne, ohne die alles Leben verkümmert und erstickt. Jedes Glück ist eine ganz ungeheure Steigerung des Lebensgefühles, und *jeder von grund aus Glückliche ist gut*, also gottnahe. Muß man dann nicht kämpfen um das Glück, muß man dann nicht mit allen Mitteln die Summe des Glücks in der Welt zu mehrern suchen? Wohl jeder Mensch macht sich sein eigenes Bild vom Glück, einen Punkt aber gibt es, der allen Menschen gleichmäßig die schönsten Feierstunden des Lebens schenkt: Das Verhältnis der Geschlechter zueinander in seiner lebenbejahenden freudigen Kraft, angefangen von den zartesten Beziehungen, die zwischen Mann und Weib sich knüpfen, bis hinauf zu der sich selber schenkenden Erfüllung in der Liebe. Hier fließt des Glückes Quelle klar und unverfälscht, und da hier

zugleich der Urquell des Lebens überhaupt sprudelt, kommt es nur darauf an, das individuelle Glückserlebnis mit dem Gemeinschaftsgedanken zu verkoppeln, um zu wahrhaft persönlichem Leben und zur Gesundung des Volksganzen zu gelangen.

ERSTES KAPITEL

DIE SCHULD DES WEIBES

Die „Liebe“, die Schöpferin und Erhalterin allen Lebens, hat von jeher im Brennpunkt des Denkens der Menschheit gestanden. Seit der Mensch aus der Verlorenheit tierischen Trieblebens zur Bewußtheit seines Menschseins erwachte, wurde die Liebe ihm zum Schicksal, dem einen öffnete sie die Pforte des Paradieses, den anderen stieß sie in den Höllenpfuhl der Verzweiflung; immer aber rang die Menschheit mit der Liebe wie Jakob mit Gott: „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn!“ An diesem Kampfe um die Liebe haben die Religionsysteme einen großen Anteil. Je näher die Völker der Erde stehen, um so natürlicher ist ihnen die Befriedigung des Triebes, und in dieser Natürlichkeit liegt sein gottgegebenes Recht. Je weiter aber die Vergeistigung fortschreitet, um so größer gähnt die Kluft zwischen Seele und Trieb: Der Trieb fordert mit der Stärke der Naturgewalt sein Recht, die Seele strebt zur *Göttlichkeit*, die sie

in Gegensatz stellt zu allen Lebensäußerungen des Kosmos, soweit sie das Tierreich angehen.

Die Gegensätzlichkeit zwischen Göttlichem und Tierhaftem, die namentlich die christliche Kirche aufs stärkste herausarbeitete, hat zu einer Verlogenheit in den vitalsten Dingen des Seins geführt, die fast unausrottbar erscheint. Doch dürfen wir das Streben nach Vergeistigung nicht schelten. Was hier nach Ausdruck ringt, ist der Entwicklungswille, der den wahren, wirklich freien Menschen als Ziel setzt. Der Umweg der Überspannung des Geistigen unter völliger Verneinung des Körperlichen war nötig, um die Menschheit überhaupt erst einmal aus dem Tierkreis, dem rein Triebhaften, in die Sphäre bewußten Wollens zu heben – in absoluter Konsequenz führt er freilich zur Verneinung des Lebens. Es gibt jedoch einen Weg, der beide Pole miteinander verbindet: das ist die bewußte Beherrschung und Veredelung des natürlichen lebensbedingenden Sexualtriebes. Er wird geädelt, wenn die Befriedigung der Lust ihm nicht mehr Selbstzweck ist, und er wird heilig, wenn er dem Leben dient, jenem Leben, das sich zum Göttlichen hinanbaut¹.

Männer waren es, tiefe Denker, die den Trieb und seine Betätigung zur Sünde stempelten und völlige Enthalt-

¹) Ein Bild von den heißen, nie aufhörenden Kämpfen, die von je die Besten aller Zeiten und Völker gegen die Herrschaft des Triebes führten, gewinnt man aus Westermarcks Zusammenstellung der Ansichten der verschiedensten Völkerstämme über die Unreinheit des geschlechtlichen Verkehrs, siehe Westermarck, Geschichte der menschlichen Ehe, 7. Kap. S. 148 ff.

samkeit predigten. Und nichts beweist erschütternder die männlich-menschliche Ohnmacht gegenüber der Urgewalt des Triebes und zugleich die instinktive Sicherheit des Zieles, als der stete Kampf um die Reinheit und der alte stets neu erlebte Begriff von der Dämonie und der Schuld des Weibes.

Was ist diese sagenhafte „Schuld“ des Weibes? Es ist die alte Eva-Schuld, die die Menschheit aus dem Paradiese vertrieb – es ist der *eingeborene Lebenswille*, der instinktmäßige Paarungstrieb des „Weibchens“ als Trägerin der Gattung, der noch durch keine irgendwie geartete Reflexion gehemmt ist und unbedingt nach Befriedigung verlangt. Der Mann, der zuerst aus der Dumpfheit vegetativen Sinnenlebens in die reineren Höhen bewußten Menschseins aufstieg, empfand es als einen Rückfall in das Tierhafte, als einen Frevel an seiner Menschenwürde, wenn er trotz aller Mühe, Wunsch und Begierde in sich zu töten, doch immer wieder dem Weibe verfiel, und zwar dem Weibe, das auf der Stufenleiter triebhafter Gebundenheit am tiefsten stand. Um aber den Glauben an sich selbst, an seine Sendung, nicht zu verlieren, schuf er die Frau ins Dämonische um, erfand den Begriff ihrer „Schuld“ und *verachtete und haßte sie dafür, daß er aus eigener Kraft nicht stark genug war, den selbstgewählten Weg zur Befreiung von der Begierde und zur Vergeistigung des Seins zu geben.*

Es wäre grundfalsch, in der Weibesverachtung, dem Liebeshaß, von dem u. a. Nietzsche spricht und von dem Strindberg uns so erschütternde Bilder zeichnet, nichts

anderes zu sehen, als männliche Überheblichkeit oder krankhaft gewordenes sexuelles Triebleben. Und ebenso verfehlt ist es, wenn der junge Otto Weininger in seinem scharfsinnigen, aber einseitigen Buch über „Geschlecht und Charakter“ zu beweisen sucht, daß W das absolut schlechte Prinzip in der Welt verkörpere, weil sein ganzes Sein und Wesen „von nichts anderem erfüllt sei, als vom Wunsch und Willen zum Koitus“, daß es also als absolutes Geschlechtswesen (Tierweibchen) den Aufstieg zum Göttlichen weder wünsche, noch dazu befähigt sei.

Abgesehen davon, daß ohne die Zeugung längst alles Leben – auch das geistige – erloschen wäre und man den Zeugungsakt schon allein deshalb nicht zu einer Schuld des Weibes stempeln kann, ist es doch eine Tatsache, daß nicht die „Mensch“ gewordene Frau, nicht die sinnlich kühle abwartende Natur, sondern gerade das typische „Weibchen“ mit seiner Aggressivität die stärkste Anziehungskraft selbst auf rein geistig gerichtete Männer ausübt und daß sich diese Anziehungskraft der Geschlechter noch immer in dem Maße verringert, als das *typisch Weibhafte* (Weibchen) durch das *rein Menschliche* von den Frauen überwunden wird. Der Mann, selbst der bewußt Denkende, verliert im Liebesrausch häufig die klare Urteilskraft über die menschlich-persönlichen Werte der Geliebten und überläßt sich bei seiner Wahl der Führung des Geschlechtstriebes. Je mehr „Weib“ die Frau ist, um so höher steigert sich sein Mannesbewußtsein und um so stärkeren Reiz übt sie auf

ihn aus. Hier treffen sich das Animalisch-triebhafter Mannesnatur und seine Eitelkeit mit dem menschlich tief-liebenswertesten Zuge seines Wesens: dem Willen des Starken, das Schwache zu umhagen und zu schützen, und nur so erklärt es sich, daß der Mann all die Eigenschaften, die er am Menschen geringschätzt, nämlich: Mangel an Selbstkritik und daraus erwachsende leichte Beeinflußbarkeit, unselbständiges Denken und mangelnde Logik, Schwäche und Hilfsbedürftigkeit, die Leichtigkeit der Lebensauffassung und die Verantwortungslosigkeit, kurz – all das, was als spezifisch „weiblich“ gebrandmarkt wird, in seiner Summe ihn doch am stärksten zum Weibe zieht. Darum ist es auch selbstverständlich, daß die Frauen nach diesem falsch verstandenen Ideal sich bilden, und entweder rein instinktiv oder sogar mit vollem Bewußtsein die „weiblichen“ Eigenschaften vortäuschen, um begehrt zu werden. Müßig ist es, darum zu streiten, ob Mann oder Weib den Anfang zur Besserung machen müßten. Das eine Geschlecht erwartet vom anderen sein Heil und empfängt es wohl auch; aber allen Männern, die über Weibesart und Wesen klagen, sollte man Nietzsches Fabel „Wille und Willigkeit“ entgegenhalten: Man brachte einen Jüngling zu einem weisen Mann und sagte: „Siehe, das ist einer, der durch die Weiber verderben wird!“ Der weise Mann schüttelte den Kopf und lächelte. „Die Männer sind es,“ rief er, „welche die Weiber verderben; und alles, was die Weiber fehlen, soll an den Männern gebüßt und gebessert werden –